

Für die weitgehende „Stabilisierung“ der Aachener Gesellschaft macht *Althammer* vor allem drei innere Faktoren verantwortlich: Erstens sei die „Intensität der öffentlichen Fürsorge für die Unterschichten“ größer gewesen. In Aachen taten die kommunalen und staatlichen Eliten weit mehr zur materiellen Absicherung als in Barcelona. Zweitens war die katholische Kirche in Spanien aufgrund ihres vorbehaltlosen Bündnisses mit dem restaurierten Absolutismus nach 1814 und 1823 diskreditiert. Die Arbeiterunruhen waren im Sommer 1835 von kirchenfeindlichen Ausschreitungen in ganz Katalonien begleitet, in deren Verlauf 67 Geistliche starben, davon 16 in Barcelona. Demgegenüber war die ehemalige Reichsstadt Aachen eine Hochburg des sich erneuernden Katholizismus, der zur Festigung der etablierten Führungsgruppen und ihres Einflusses beitrug. Die Arbeiterbevölkerung blieb fest in das katholisch-kirchliche Milieu integriert. Während drittens in Barcelona der politische Radikalismus stark war und nach 1835 auch stark blieb, gab es in Aachen keine nennenswerte radikalliberale oder republikanische Fraktion im Bürgertum, die das Protestpotential der Unterschichten fördern und beeinflussen hätte können. Die Arbeiterproteste in Barcelona von 1835 und danach wurden durch den politischen Radikalismus wesentlich bestimmt.

Auch in ihrer Untersuchung der gesellschaftlichen Auswirkungen von Gelbfieber- und vor allem von Choleraepidemien unterstreicht *Althammer* noch einmal die unterschiedliche Krisenanfälligkeit der beiden Städte, deren unterschiedliche demographische, soziale und politische Stabilität. Während in Barcelona die städtische Elite auf

die Epidemien mit massenhafter Flucht reagierte und damit eine faktische Auflösung der städtischen Gesellschaft bewirkte, verdrängte man in Aachen die Seuchen und setzte die Routinen des Alltags fort.

Letztlich hing die Stabilität von Stadtgesellschaften jedoch keineswegs nur von inneren Faktoren ab, sondern – wie *Althammer* zeigt – waren auch die staatlichen Rahmenbedingungen entscheidend. Erst gestützt auf die preußische Exekutive konnte das Aachener Wirtschaftsbürgertum eine dominierende Stellung erlangen und autoritär-stabile Verhältnisse durchsetzen. In einem von Bürgerkriegen und politischen Umstürzen geplagten Land blieb der politischen Elite Barcelonas eine solche Unterstützung versagt. Unter diesen heterogenen Bedingungen blieben die gesellschaftlichen Verhältnisse Barcelonas instabiler und krisenanfälliger. *Althammers* Studie ist ein lesenswertes und anregendes Buch, auch wenn dahin gestellt bleiben muß, ob – wie *Althammer* kurz andeutet – Aachen gemessen nicht nur an den Kriterien Ordnung und Stabilität sondern auch denen der materiellen Lebenschancen der Unterschichten „eindeutig erfolgreicher“ gewesen sei (S. 600).

Jürgen Herres

Klaus J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Verlag C. H. Beck, München 2003 (2. Aufl.), 510 S.

Mit der vorliegenden Taschenbuchausgabe bestätigt sich der Erfolg der brillanten Synthese, die der langjährige Leiter des Osnabrücker Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien im Jahr 2000 erstmals vorge-

legt hat. Das Thema ist von ungebrochener Brisanz, nachdem zunächst in den 1990er Jahren in vielen westeuropäischen Ländern eine extrem restriktive Zuwanderungspolitik etabliert wurde und die Durchsetzbarkeit des „Schengener Abkommen“ zeitweise zum entscheidenden Prüfstein für die Osterweiterung der EU anstieg. Diese Abschottungspolitik unterbrach zwei Migrationszyklen, von denen einer über das 20. Jh. andauerte und sich nach der Dekolonisierung um 1960 sogar verstärkte, nämlich der Migrationszusammenhang mit den dahin schwindenden Kolonialreichen: „Mit der scharfen Anti-Immigrationspolitik zur Einschränkung und letztlich zum Abschneiden postkolonialer Kettenwanderungen endete im späten 20. Jh. die Geschichte der eurokolonialen Migration.“ Bade macht klar, wer von dieser eurokolonialen Migration profitiert hat: „Ihre Gesamtbilanz hatte ... durchweg im Zeihen einseitiger europäischer Gewinne gestanden.“ (S. 314) Gleichmaßen hatten die industriell hochentwickelte Zielgebiete seit den 1950er Jahren in mittel-, west- und nordeuropäische Länder von der Arbeitsmigration aus agrarisch geprägten Regionen Gewinne bezogen, die teilweise mit besonders harten Arbeitsbedingungen (Einsatz bei niedrigen Löhnen in wenig rentablen Branchen und in Sektoren, die besondere gesundheitliche Belastungen erzeugten) für die „Gastarbeiter“ einher gingen. Sowohl die Zuwanderung aus den ehemaligen Kolonialgebieten als auch aus Südeuropas ländlichen Regionen wurde in den neunziger Jahren extrem eingeschränkt, und Bades Vorwort aus dem Jahr 1999 sowie manche Passage im Text stehen noch unter dem Eindruck der xenophoben Tendenzen zur Be-

gründung für die gewählte Abschottung. Bade schreibt vor dem Hintergrund eines immensen historischen Wissens und versucht aufzuklären über die geschichtliche Allgegenwart von Migration und zugleich über ihr zyklisches Auf- und Abflauen, das nichts mit den Überfremdungsphantasien jener Politiker zu tun hat, die allzu leichtfertig kurzzeitige Konjunkturen auf Jahre und entsprechende Millionenheere von Migranten hochrechnen. In aller Nüchternheit beschreibt der Vf. „die Definition von unter bestimmten Bedingungen akzeptablen Zuwanderergruppen wie z. B. Asylsuchenden“ als „europäischen Part im interkontinentalen Spiel um Zuwanderungschancen aus der ‚Dritten Welt, an deren Eröffnung es nur sehr begrenzte europäische Interessen gibt.“ (S. 451) Und daraus folge, daß es „der Part der Zuwanderungswilligen ist ..., sich an diesen Festlegungen zu orientieren bzw. sich ihnen die durch entsprechende Selbstbeschreibungen anzupassen.“ (ebd.) Die Kosten, die diese erzwungene Kaschierung der tatsächlichen Migrationsmotive im Diskurs über Verfolgung und Leiden für beide Seiten hat, gehören zu jenen Komplexen, über die weiter nachzudenken Klaus Bades Überblick anregt.

Inzwischen hat sich die Debatte leicht verändert, auch Deutschlands politische Elite hat die Realitäten eines Einwanderungslandes akzeptiert und versucht langsam (etwa in der Bildungs- und Sozialpolitik) die notwendigen Konsequenzen zu ziehen bzw. gar den Zuzug von Hochqualifizierten per „green card“ zu befördern, auch wenn angesichts des zusammengebrochenen neuen Marktes und der stagnativen Wirtschaftstendenzen die Befürworter der Anwerbung kleinlaut

geworden sind. – Mit der inzwischen heftiger verlaufenden Diskussion um die Zukunft der Rentensysteme und der sich damit verbindenden Aufmerksamkeit für demographische Langfrist-trends wird die Restriktion des abgelaufenen Dezenniums sogar vorsichtig kritisiert und eine erneute Änderung der Politik gegenüber Wanderung wahrscheinlicher. So ist schon vorgezeichnet, daß den Kapiteln über Wanderungen im Wandel von der Agrar-zur Industriegesellschaft, im 19. und frühen 20. Jh., in der Epoche der Weltkriege (mit dem jetzt ebenfalls wieder aktualisierten Problem der Vertreibungen), während des Kalten Krieges sowie am Ende des 20. Jh. bald ein weiteres über die Neuorientierung bevölkerungspolitischer Diskurse und ihre Verknüpfung mit den Debatten über Migration folgen kann.

Damit ist bereits der entscheidende Vorzug dieses Bandes angesprochen: *Bade* versteht es, historische Argumente bereit zu stellen für eine ganz und gar gegenwärtige Fragestellung, ohne die Aufgaben der soliden Datenpräsentation und des vorsichtig abwägenden Urteils außer acht zu lassen. So bleibt nur zu hoffen, daß in einer Zeit, da Käuferströme durch ein Versprechen der Wissenschaftsverlage gelenkt werden, das da besagt, ausreichende Erkenntnis sei auch mit Hilfe immer schmalerer Büchlein zu erlangen, der unvermeidliche Umfang kein Lesehindernis ist.

Matthias Middell

Gerald Stourzh (Hrsg.): Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung, Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien (2002 (= Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 137), 175 S.

Die Geschichte Europas hat Konjunktur. Im Zuge der voranschreitenden politischen und ökonomischen Integration des Kontinents intensivieren sich auch unter Historikern die Bemühungen, die Grenzen zwischen den einzelnen Nationalgeschichten zu überwinden und diese durch ein neues, europäisches historisches Narrativ zu ersetzen. Die Fragen, was man sich unter „europäischer Geschichte“ vorzustellen habe und wie diese zu schreiben sei, waren im Mai 2000 Gegenstand eines international besetzten Symposiums an der österreichischen Akademie der Wissenschaften, dessen Beiträge hier in gedruckter Form vorliegen. Der Einladung von *Gerald Stourzh*, Emeritus für Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien, waren neun namhafte Fachvertreter aus verschiedenen Ländern West-, Mittel- und Osteuropas sowie aus den USA und aus Israel gefolgt. Bereits diese Zusammensetzung des Symposiums dokumentiert das Bemühen der Organisatoren um einen möglichst „weiten“ Europa-Begriff.

In seinen einleitenden Bemerkungen („Europa, aber wo liegt es?“, S. IX–XX), warnt *Gerald Stourzh* (Wien) vor einem zu engen Europa-Begriff. „Europäische Geschichte“, die mehr sein will als ein legitimierendes historisches Narrativ für die Europäische Union in ihren aktuellen oder zukünftigen Grenzen, dürfe, so *Stourzh*, weder die Geschichte Ostmittel- und Osteuropas